

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 111.

Donnerstag, 13. Mai.

1915.

## Klippen.

(18. Fortsetzung.)

Roman von Helene Scheide-Keller.

Nachdruck verboten.

Doch eine Sünde war es, seine Seele seiner Frau zu verschließen und einer anderen sie zu schenken — und dann — wie ein Heiliger mit dem Recht auf seiner Seite dazustehen und zu sagen: Du hast gesehlt!

Wohl hatte sie gesehlt — einmal in einer schwachen Stunde. — Aber — hatte sie sich in dem Augenblick überhaupt Rechenschaft gegeben von dem, was sie tat — war nicht die Versuchung plötzlich — unerwartet — wie eine Springschlut gekommen und hatte sie, wie im Traume, fortgerissen?

Hatte sie dem Manne nicht ein Jahr lang widerstanden — nicht einmal ein Wort — einen Blick geschenkt? — Raum genippt am Becher der Leidenschaft, ehe sie — schwindelnd — betäubt — ihn ausgetrunken hatte?

War dann nicht gleich mit dem Erwachen die Reue gekommen — war sie nicht sofort umgekehrt, von dem einzigen Wunsche befeelt, zu ihrem Manne zurückzukehren und ihre Schuld zu sühnen?

Aber er?

Er hatte sie allein nach Scheveningen reisen lassen — wie gut sie sich an den Abend erinnern konnte, an dem sie so warm gebeten hatte, er möchte sie begleiten.

Er hatte die Bitte ihr abgeschlagen. Seine Arbeit vorgeschützt. War das nicht auch eine Lüge gewesen? Hatte sie nicht auch ihm geglaubt und ihm vertraut — und er hatte sie betrogen?

War er nicht zurückgeblieben, um mit Hilde Roswald zu sein?

Wieder zerrte die Eifersucht an ihrer Seele und wühlte sie auf.

Ja, das war es. Jetzt wurde es ihr klar. Er wollte bei Hilde bleiben. Darum ließ er sie allein, ohne seinen Schutz in ein Bad ziehen, dessen Gefahren er kennen mußte.

Er hatte seiner Frau sich entzogen und der Fremden geschenkt.

Darin lag der Bruch der Ehe.

Die Untreue der Seele ist weit unheilbarer als die der Sinne.

Aber niemand würde ihr das glauben. Wäre sie überhaupt fähig gewesen, in Worten auszudrücken, was sie jetzt mit den Augen sah, die Eifersucht und Schmerz ihr geöffnet hatten?

Sie war wehrlos — machtlos. Keiner konnte helfen.

Sie dachte: „Eine andere hatte meine Stelle in seinem Herzen genommen“ — aber es wurde ihr in dem Augenblick gar nicht bewußt, daß sie diese Stelle schon in der ersten Zeit ihrer Ehe verloren hatte. Die langen Jahre der Entfremdung waren vergessen. Sie konnte ihm das Glück nicht gönnen, das auf ihrem Unglück sich aufbaute, und Hilde Roswalds Name peitschte ihr das Blut zur Empörung.

Nidling war nicht mehr der Einsame, der er gewesen war. Das hatte sie längst, das hatte auch die Welt gefühlt. Aber alle schrieben sie es seinen wachsenden Er-

folgen zu, weil sie ihn alle nicht kannten und nicht wußten, daß nur ein aus der Tiefe geborenes Glück die Einsamkeit seiner Seele füllen konnte.

Nun hatte er eine Heimat gefunden.

Und diese Heimat war Hilde Roswald.

Gastig griff Frau Nidling zur Feder. Jetzt schreiben — vergessen — genießen! Nicht mehr im Herzen diesen zermarternden Dolch spüren — wie damals — entinnen dem unerbittlichen Leid — und zu ihm gehen.

Jedoch kein Wort konnte sie für den Freund finden — die Erinnerung an ihn war wie erstarrt — das Feuer, das sie für ihn zu schüren versuchte, wollte nur für den Mann lodern.

Da warf sie verzweifelt die Feder zur Seite und sann. Immer mehr verdrängte das Bild des Gatten das des Geliebten. Aus dem Branden der Leidenschaft begannen ganz langsam längst verklungene, versöhnende Stimmen zu steigen.

Sie war eine junge, glückliche Braut — er verbrachte seine Ferien im Hause ihrer Eltern. Sie liebten sich — und ihre Liebe war laut und leidenschaftlich wie das Rauschen des Windes im Wald, und innig und warm wie das Sonnenlicht auf der blühenden Wiese. Sie war stolz auf seine Gaben und Erfolge, und ihm lachte das Glück aus ihren sorglosen Augen und auf ihren jungen Lippen.

Und das Leben erschien ihr so schön wie ein Rosengarten, und die Dornen wollte sie nicht sehen und über die Abend Schatten huschte sie hinweg, dem Morgenlichte zu.

So war es immer gewesen; deshalb wahrscheinlich hatten sie sich nicht verstehen können.

Und dann war sie eine glückliche junge Frau. Es war ein Jahr nach ihrer Hochzeit. In der Wiege lag ein Kind und schrie, und Nidling nahm es in seine Arme, und er sah es mit tiefen, erstaunten Augen an, so wie man ein großes, heiliges Wunder betrachtet.

„Mein Kind“, sagte er mit einer Stimme, die seine Frau nie vernommen hatte, und dann setzte er sich neben sie und legte das Kind an ihr Herz und küßte sie. Und ihr war, als hätte er sie noch nie so geliebt.

Und dann, ein Jahr darauf, starb das Kind. Und dann kamen die schweren, einsamen Jahre, wo sie wie ein fremdes Kind vor der Schwelle seines Herzens saß und weinte — bis sie es in dem stillen Haus mit dem in sich gekehrten, rastlos suchenden und strebenden Mann nicht mehr aushalten konnte — und sich vom Glücksdrang ihrer Schmetterlingsnatur fortreißen ließ.

Ihr wurde so seltsam weich ums Herz, als Bild um Bild die Vergangenheit vor ihre Seele zog. Sie weinte, und durch ihre Tränen schimmerte ein Glück, das sie verloren glaubte. In dem Dunkel ihrer Verzweiflung begann sich ihr langsam wieder die Schönheit ihrer ersten Liebe zu eröffnen.

Sie zerriß den Briefbogen, der vor ihr lag.



Sie wollte ihm nicht schreiben — nein — noch nicht; kämpfen mußte sie, um die verlorene Liebe ihres Mannes zurückzugewinnen.

Über war das möglich?

Konnte sie ihn von seinem Entschluß, die Ehescheidung zu beantragen, abbringen? Sie konnte nicht an sein Herz sich wenden — das würde nutzlos sein, weil er eine andere Frau liebte, und die Leidenschaft, die ihn jetzt erfüllen mußte, kein anderes Gefühl aufkommen lassen würde.

Wie sollte sie ihm auch den Umschwung in ihrem Leben erklären? Sie verstand ihn selber nicht. Grilbelte auch nicht darüber nach — klammerte sich nur mit aller Gewalt an die Liebe fest, die plötzlich als eine neue Macht ihre Seele erfüllte. Sie hatte die bisherigen Jahre verträumt — jetzt wollte sie wachen und alles daran setzen, um das Glück, das die andere ihr genommen, zurückzuerobern.

Die andere! Wie sie sie haßt!

Sie trug die Schuld. Ihre sanfte Miene war nur eine Maske gewesen. Jetzt war sie entlarvt, und ihr Gesicht hatte die Schlaubeit der Intrigantin.

Wie vorsichtig war sie ans Werk gegangen, daß auch kein böser Schein sie streifte — bis sie ihrer Macht ganz sicher war. Dann war sie in das Haus gekommen, das ihr nicht gehörte und hatte in Gedanken schon davon Besitz genommen. Sie war in das Zimmer gegangen, in dem die arme verlassene Erna Ridling kein Heimatsrecht mehr besaß und hatte den Mann geküßt, dessen Herz sie gestohlen hatte, und dachte nicht an die Gattin, deren ganzes Wesen nach Liebe lechzte.

Das war Schuld.

Mit sich selbst mußte Gilde Roswald zu Gerichte, statt den Splitter in des Nächsten Auge zu entdecken.

Das wollte sie ihr sagen. Möchte sie sich dann nur verteidigen und ihr Handeln beschönigen — Erna Ridling würde dem Kampf gewachsen sein. Das Traumen war zerrissen. Sie preßte die Rippen zusammen und dachte: „Eher sterben, als verzichten. Aber ich werde nicht sterben — leben werde ich und siegen!“

### XIII.

Erna Ridling saß in Frau Roswalds Wohnzimmer und wartete in fieberhafter Spannung. Sie war am Frühschmiedtag gekommen, um sie zu Hause anzutreffen — und Gilde Roswald war nicht feige gewesen — sie hatte sich nicht verleugnen lassen. Es hätte ihr auch nichts genützt; denn Erna Ridling wäre wiedergekommen und hätte sie wohl zu dieser Unterredung zu zwingen gewußt.

Was wollte sie ihr sagen? Wie anknüpfen? Ihr Herz klopfte zum Berspringen. Es war weit schwerer, als sie es sich gedacht hatte. Und wie lange sie warten mußte — wahrscheinlich wollte man sie schon im voraus demüthigen.

Sie warf trotzig den Kopf zurück. Noch gehörte der Mann ihr — war der anderen nur ein Freund; das gab ihr Mut.

Sie schaute sich um und sah auf dem zierlichen Frauenschreibtisch einen Strauß roter Rosen. Sie glühten vor Liebe und Innigkeit — berauschten, wie der Kuß der Leidenschaft.

Da wallte mit verdoppelter Kraft der Sturm in ihr auf. Alles andere war vergessen. Sie sah nur die Rosen — konnte nicht mehr die Augen davon abwenden — hätte sie in ihre fiebernde Hand nehmen und entblättern und zermalmen mögen. „Er“ hatte sie ihr gebracht. Sie wußte — sie fühlte es.

Hier hatte er sie besucht — hier hatte er gestanden — hatte hier geessen — vielleicht an derselben Stelle, wo sie jetzt den großen Kampf ihres Lebens ausfocht. Sie haßte diesen hellen, freundlichen Raum — haßte die Sonne, die ihn mit Gold erfüllte. Alles, was von ihm an Gedanken und Empfindungen hier zurückgeblieben war, schien plötzlich Gestalt zu gewinnen, um das Herz dieser Frau aufzuwühlen.

Wie weh die Eifersucht tut! Wer sie nicht kennt, hat nicht wahrhaft gelitten. Einen Augenblick war es Erna Ridling, als müsse sie fliehen oder machtlos zusammenbrechen — und im nächsten loderte ihr Haß wieder auf — sie starrte nach den Rosen — wollte sie zertrümmern — kämpfen — ringen — die Erinnerung an ihren Mann aus diesem verhaßten Raum fortreiben, statt wehrlos — machtlos hier zu sitzen — —

Auch in Gilde Roswald wagte der Kampf, als ihr Frau Ridlings Besuch gemeldet wurde.

Ein fast unüberwindlicher Ekel packte sie. Sollte die große, tiefe Liebe, die sie erfüllte, wie in einem Baudeville herabgezogen — verstümmelt, — zerfleinert werden? Sollte sich drunten in dem Zimmer, das er so liebte, eine Eifersuchtszene abspielen? Es war so entwürdigend. Etwas wie Abscheu erfüllte sie bei dem Gedanken, daß sie ihre Kräfte mit denen dieser Frau würde messen müssen.

Sie verachtete sie. Sie war der Überzeugung, daß sie ihren Mann nicht liebte, und nur an der Ehe festhielt, weil sie ihr manche Annehmlichkeiten und Freiheit und vor allem die Achtung der Welt brachte.

Darauf wollte sie nicht verzichten. In den Kulissen mochte die verbotene Frucht genossen werden — vor der Galerie aber mußte man sich halten und das Leben in Regeln und Gesetz zwingen. Darum war sie gekommen.

Gilde Roswald dachte an die eitle, oberflächliche Frau zurück, die im Kauental alles „langweilig“ fand. „Was wird sie mir jetzt wohl sagen?“ überlegte sie einmal ums andere.

Aber es half nichts. Es mußte durchgekämpft werden.

Als Frau Roswald einen Augenblick später in ihr Wohnzimmer trat, hatte sie scheinbar ihre ganze Ruhe und Sicherheit zurückerlangt.

— Nun standen sich die beiden Frauen gegenüber.

Während sie mit den Lippen die konventionellen Begrüßungsformeln wechselten, bohrten sich ihre Blicke ineinander, als wollten sie den Schleier lüften und auf den Grund der Seele schauen.

(Fortsetzung folgt.)

## == Lesefrucht. ==

Meine Ehre steht in niemandes Hand als in meiner eigenen, und man kann mich damit nicht überbieten; die eigene, die ich in meinem Herzen trage, genügt mir vollständig, und niemand ist Richter darüber und kann entscheiden, ob ich sie habe.  
Bismarck.

### Ein Feldpostbrief aus Russisch-Polen.

Frankfurt a. M., 10. Mai. (Rtr. Frkf.) Anfang Dezember war in Frankfurt ein Feldbataillon aufgestellt, das nachher mit anderen bessischen Bataillonen zu einem Reserve-Regiment vereinigt wurde. Anfang Februar ward dem neuen Regiment als erste Kriegsaufgabe die Teilnahme an der Winterschlacht in Masuren. Welche Strapazen zu überwinden waren bei Kälte und Schneesturm in dem fast wegelosen verschneiten Rußland bei erschwerter Verpflegung und unangenehmer Unterkunft in stetem Kampf gegen Angestellte und unbeschreiblichen Schmutz — das wird jedem von uns in steter Erinnerung bleiben. Aber sie wurden gern ertragen, sahen wir doch unter Gindenburgs glänzender Führung den Erfolg klar vor Augen. Jeder von uns nahm auch stauend beim Überschreiten der Grenze den ungeheuren Unterschied wahr zwischen der wohlverwalteten, geordneten, wenn auch jetzt verwüsteten deutschen Landschaft und den unglaublich verwahrlosten Zuständen in Feindesland. Bei diesem eindringlichen „Anschauungsunterricht“ lernten wir die Segnungen unserer Verwaltung erst recht schätzen, an denen wir so leicht achillos vorübergegangen waren. Nachdem der Durchbruch durch die russischen Schützengraben gelungen war, war die rein militärische Aufgabe, die uns wurde, leicht: einige leichte Gefechte und dann ein großes Respektreiben in dem riesigen, zwischen Suwalki, Augustow und Grodno gelegenen Walde. — Als die Riesenbeute an Gefangenen und



Material in Sicherheit gebracht war, harrte unser eine neue Aufgabe: Es galt, die Russen, die aus P. vorgestoßen waren, wieder zurückzutreiben. In vier lebhaften Gefechtsstagen war die Aufgabe erfüllt. Wir lagen in R., einige Kilometer nördlich Prasnys. Jeder Tag hatte uns eine Menge gefangener Russen gebracht, ohne daß unsere Verluste erheblich gewesen wären. Da änderte sich die Lage: In Prasnys waren einige neue russische Korps eingetroffen. Sibirier, noch in voller Gefechtsstärke, — Elite! „Na, die müssen wir erst zurechtmachen“, hieß es. Am andern Morgen vor Tag und Tag kamen sie auch an, wie die Henscheden. Rechts neben uns hatte eine weite Lücke bis zur Nachbarabteilung geklappt. In der Nacht war eine schwache Pionierabteilung dort hineingeschoben worden, die ein Feldwerk herstellen sollte. Der steinige, 30 Zentimeter tief gestorene Boden, gegen den wir mit Kreuzhaue und Spaten einen fast hoffnungslosen Kampf geführt hatten, widerstand auch der Pionierkunst. Die feindlichen Schützengraben waren im Vormarsch geblieben. Bald lag der weiße Boden mit dunklen Punkten besät. Unsere Schrapnells mit ihrer niedrigen Sprengpunktlage und das Infanteriefeuer taten ihre vernichtende Wirkung. Da kam vom rechten Flügel die Meldung: Russen sind in das Feldwerk eindringen, Pioniere gehen zurück. Pioniere! und zurückgehen? Das kann unmöglich wahr sein! Von unserm rechten Flügel hämmerten einige Maschinengewehre auf den bedrohten Punkt hin. Die Pioniere waren allerdings zurückgegangen — um ihre Gewehre zu holen, die sie hinter der Arbeitsstelle zurückgelassen hatten. So hatten die Russen in das Feldwerk eindringen können. Es dauerte aber nicht lange. Unsere Maschinengewehre langten gut hinüber und der Schluß war, daß 78 Pioniere 400 Russen gefangenahmen.

„Russische Kolonnen umgehen unsere rechte Flanke“, so lautete die nächste Meldung. Sie war richtig — es waren die gefangenen Russen.

Die russischen Schützen waren indessen in einer Mulde verschwunden, die etwa 700 Meter vor unserer Front lag. Am Nachmittag fand nur ein Artilleriekampf statt, auch er schloß bei Dunkelwerden ein.

Die Nacht über lagen wir, Gewehre im Arm, eines Angriffs gewärtig in Stellung. Es war stockdunkel und dichter Nebel herrschte. Um 5.30 Uhr früh wurde es lebendig. Die Russen griffen an. In der Front wurden sie, trotzdem wir nur einige Schritte weit sehen konnten, durch unser Feuer überall leicht abgewiesen. Aber in der Lücke zwischen uns und den Pionieren brachen sie in dichten Massen durch und drangen mit Hurra in unser Dorf ein. Handgranaten, Schüsse, Bajonette, Geschrei. — Es war eine wirre Szene, ein Augenblick höchster Spannung. Da aber zeigte sich, daß unsere braven feldgrauen Jüngens doch aus anderem Holz geschnitten sind, als diese russische „Elite“. Von allen Seiten pfeiften sie auf die Eindringlinge. Als nach kurzer Zeit ein paar Kompagnien zur Unterstützung herbeikamen, war der Kampf schon entschieden. Wir hatten die Russen zurecht gemacht. Viele lagen tot und verwundet herum, viele waren im Schutze des Nebels zurückgelaufen und 800 unermüdete Gefangene standen zum Abtransport bereit. — Lieb' Vaterland, kannst ruhig sein, solange deine feldgrauen Söhne so Wache halten.

## 22 = Bunte Welt. = 22

### Aus der Kriegszeit.

Der Bart des Kriegers. Die meisten Krieger an der Front prangen heute im Schmutz ihres Bartes, und die Franzosen haben sogar aus diesem Merkmal ein Kennzeichen des Felddienstes hergeleitet, denn sie nennen alle in der Feuerlinie befindlichen Soldaten „Boilus“, d. h. Behaarte. Selbst die Nation der Glattrafierten, die Engländer, kehrt zu dem Wahrzeichen der Männlichkeit über der Lippe zurück, und der Schnurrbart scheint in Kitcheners neuem Heer, zum mindesten für die Offiziere, zwanagsweise zu sein. Das Wort bärtig ist ja längst für uns mit dem Krieger ganz natürlich verknüpft, und wir können verfolgen, daß auch in der Vergangenheit die Kämpfer meist „Boilus“ waren, gewiß weil nun einmal der Bart ein Sinnbild des Männlichen ist und Haarfülle dem Gesicht einen starken und trotigen Ausdruck verleiht. Die alten Germanen schreckten durch die Länge ihrer Haare und die Wildheit ihrer Bärte die glattrasierten Römer, und auch

heute noch läßt sich bei primitiven Völkern feststellen, daß sie die Bärte wachsen lassen, um den Feinden Furcht einzujagen. Bei den Germanen waren Bart und Haar zum Symbol der Freiheit und der Ehre geworden. Nach dem Bericht des Tacitus wurde der Unfreie oder Entehrte laß geschoren. Auch von dem stolzesten Kriegervolk des klassischen Altertums, den Spartanern, dürfen wir annehmen, daß sie im Gegensatz zu den übrigen Griechen Bärte trugen, denn den Besuchern der Stadt des Theurg wurde der Rat gegeben, „sich den Bart wachsen zu lassen und die schwarze Suppe zu essen“, weil sie sich sonst mißliebiger von den andern unterscheiden hätten. Im übrigen unterscheidet sich der Grieche von dem „Barbaren“ durch Bartlosigkeit, und Alexander der Große hat sogar seinen Soldaten das Tragen von Bärten verboten, „damit die Feinde beim Sandgemenge nichts fänden, woran sie sich festhalten könnten“, ein Befehl, der uns in die damalige Kampfsart von Mann gegen Mann einen tiefen Einblick tun läßt. Alle greifbaren Gegenstände wurden freilich damit nicht aus dem Gesicht geschafft, denn selbst der große Mazedonier konnte seine Leute nicht veranlassen, sich — die Nasen abzuschneiden. Später muß der Bart den Feinden wohl nicht mehr eine so gefährliche „Sandhaube“ geboten haben, denn die bärtigen Germanen wurden dadurch in ihren Eroberungszügen nicht aufgehalten; sie setzten sogar einen Stolz in die Pracht ihres Bippens und Sinnsschmuckes, und nach Paulus Diaconus führten die Langobarden ihren Namen wegen der Länge ihres Bartes, auf den sie besonders stolz waren. Bei den Franken wurde der Vollbart zu einer Auszeichnung, die nur den Kasperlein gestattet wurde; so konnte man schon dem Krieger vom Gesicht ablesen, welche Taten er vollbracht hatte. Eine Zeit der Bartlosigkeit führt dann das Rittertum herauf, dieses von Frankreich ausgehende Gesellschaftsideal, das der weichen und weiblichen Bärte nicht entbehrt. Der Kampf der Angelsachsen mit den Normannen bietet ein solch weltgeschichtliches Schauspiel des Zusammenstoßes zwischen Bärtigen und Bartlosen, zwischen altem Germanentum und neuem Rittergeist. Da die Normannen in der alten Heimat den Bart für die „Blume der Männlichkeit“ hielten und in Norwegen noch zur Zeit der Eroberung Englands sehr lange Bärte trugen, so müssen die Eroberer diesen Brauch erst in Frankreich abgelegt haben. Als Wilhelm mit seinen Mannen in England landete, schätzte Harold Späher aus, und diese meldeten mit größter Verwunderung, daß das Heer der Feinde ganz aus Priestern bestehen müsse; denn nicht ein einziger hätte ein Haar im Gesicht. Nach der Unterwerfung des Angelsachsen erließ Wilhelm ein strenges Gesetz, daß alle glattrasiert gehen mußten. Durch mehrere Jahrhunderte hin hat der Kampf um den Bart getobt; stets waren es die Krieger, die sich diese Zierde nicht nehmen lassen wollten und sie gegen den Modeschmack verteidigten. Doch erst das Zeitalter der Landsknechte brachte dem Soldaten wieder sein ungeschmälertes Recht auf den Bart, und nun waren es zum Teil abenteuerliche Formen, in denen sich die Freude an diesem männlichen Schmuck auslebte; die Spanier trugen riesige, fast nach oben sich sträubende Schnurrbärte, die Franzosen lange Knebelbärte, die Deutschen große Vollbärte. Als dann das 17. und 18. Jahrhundert wieder das glatt rasierte Gesicht vorschrieben, suchte man sich wenigstens durch eine statliche Haartracht zu entschädigen. Die Krieger trugen umgebeure Perücken, und als die Uniformen eingeführt wurden, den ellenlangen Bopf, diese „Blüte des Gamaschendienstes“. Gewisse Regimenter bewahrten sich auch jezt noch das Vorrecht des Barttragens, vor allem die Kavalleristen, unter denen sich die Husaren durch ihre herabhängenden Schnurrbärte auszeichneten. Die berühmten Gassen Napoleons trugen einen kurzen Vadenbart und die Sappeure auffallend lange Vollbärte, jenen „Sappeurbart“, der später im Heer immer mehr Eingang fand. So hat sich die Tatsache, daß zum Krieger der Bart gehört, trotz entgegenstehender Befehle und Moderegeln immer wieder in der Geschichte gezeigt.

„Die Vergessenen“. Die Vergessenen — das sind die Herren und Damen, deren Denkmäler im Sommer 1914 in Paris enthüllt werden sollten und die nun, teilweise noch in ihrer schützenden Hülle, teils von Sturm und Regen bereits dem Sonnenlicht entblößt, herumstehen, von niemanden beachtet und in diesen aufgeregten Zeiten nur im Wege. Paris mangelt es an Denkmälern, sagt ironisch der Boulevard eines Pariser Blattes. Man findet nur ein Duzend um die Garebonne herum, nicht mehr als drei auf der Place Malesherbes und höchstens eine Mandel auf dem Boulevard Saint-Germain. Der Sommer ist die Saison der Denkmaleröffnungen, der Freiluftreden und der Feste in der Luftform. und die Pariser wollten sich wieder einmal an solchen Feiern vergangen Größe und gegenwärtiger Eitelkeit recht göttlich tun. Da kam der Krieg dazwischen, kein Mensch hat mehr an die Feste gedacht, und nun sind die Statuen wie die Rentiers; auch für sie gibt es ein Moratorium. Mit Erbitterung ertragen



Je diese Wartezelle, eingehüllt in ihre Lächer wie in lange Trauerschleier, und harrten des Tages, da man sie der Öffentlichkeit und so gleichsam erst ihrem Dasein übergeben wird. An der Straßenecke der Rue de Sévres und des Boulevards Raspail springt ein mächtiger weißer Steinblock ganz unermittelt hervor. Zwei riesengroße Figuren, deren menschliche Gestalt man unter der dicken Umhüllung kaum unterscheiden, heben sich darüber empor. Der Wind haucht und geschnitten die Lächer, bläht alle Linien und Formen auf und läßt diese plumpen Massen wie gespenstige Phantome erscheinen. Und doch verbergen sich darunter die Standbilder zweier anmutiger und edelmütiger Frauen, die gute Mme. Boucicaut und des wohlthätigen Mme. Heine, die so viel für das Rote Kreuz getan haben. Und das Ganze ist ein Denkmal zu Ehren des Roten Kreuzes, eigentlich heute eine sehr zeitgemäße Angelegenheit, aber von niemanden gewollt unter dem häßlichen und lächerlichen Maskenkleid, das das Denkmal umflattert. Nur, wenn der Regen die Hüllen dicht an die Körper anpreßt, erhalten die beiden Damen plötzlich ein anmutiges Aussehen und sind von ihren unfreiwilligen Lächeln wie von fliehenden griechischen Gewändern umschlungen. Im Luxemburg-Garten fällt eine großartige Silhouette auf, die ebenfalls durch eine Umhüllung entstellt ist. Es ist das Meisterwerk Rodins, das man „Das eiserne Zeitalter“ nennt, aber das vielleicht eher in dieser wunderbaren Jünglingsgestalt das „Erwachen des Gedankens“ symbolisieren soll. Der Spaziergänger fragt sich, wenn er von weitem dies bedeckte Denkmal sieht, ob es sich um einen großen Briefkasten oder eine Biskasskule handelt, und die Strakenfächer scheinen der letzteren Ansicht zu sein, indem sie ihre Besen sorgfältig darum gruppieren. Nicht weit davon steht eine Stute zu Ehren Stendhals, dessen Namen sie trägt. Über den goldenen Buchstaben aber ist ein großes Loch, in das das Medaillon mit dem Bild des großen Schriftstellers noch eingelassen werden soll. Gerummelnde Müßiggänger äußern die Ansicht, daß wohl hier eine Uhr hineinkommen werde; sie halten das für praktischer. Nicht weit von Stendhal träumt George Sand mit unwirklicher Stirn, die Augen von Traurigkeit erfüllt, einen augenscheinlich wenig angenehmen Traum. Vergebens läßt ihr gegenüber ein ganz unbekleidetes Marmormädchen — die komische Muse darstellend — aus vollem Gasse und steckt ihre Finger einer tragischen Maske in den Mund. Ein Schmied, der auf seinem Amboss sitzt, stellt die Arbeit dar. Der Ruhm bedarf Reconnoissance; eine Gracie Isoliert mit Balteau. Vanille, Murger, Verlaine, die Dichter, Louis Natisbonne und Sainte-Beuve, die Schriftsteller, Mme. de Ségur, Gabriel Vicaire und Frédéric Leplat stehen mißvergnügt in den Ecken des Gartens und schauen gelangweilt auf die Rasenflächen herab, wie wenn sie diese närrische Welt anklagen wollten, die sie erst hierher gesetzt hat und nun plötzlich von ihrer Anwesenheit nicht das geringste wissen will.

Der Eiffelturm als Telefunkenstation. Wie einer der letzten Generalkabschläge wieder betonte, geben uns die französischen Mitteilungen, die von der Telefunkenstation auf dem Eiffelturm aufgenommen werden, manch schätzbare Mitteilungen. Über die Bedeutung, die dieser einst als „Weltwunder“ gebaute Turm durch seine Einrichtung für drahtlose Telegraphie gewonnen hat, unterrichtet ein Aufsatz, den die Umschau der Zeitschrift des Vereins Deutscher Ingenieure entnimmt. Ursprünglich hatte der Eiffelturm gar keinen praktischen Zweck, sondern war nur als ein Wahrzeichen für die hohe Leistungsfähigkeit der französischen Ingenieurkunst erbaut worden. Nach der Ausbildung der Funkenlegraphie aber wurde der 300 Meter hohe Turm von der französischen Heeresverwaltung als wichtigste Station für drahtlose Telegraphie eingerichtet. Die erste Anlage erwies sich nach einigen Jahren als unzulänglich. Daher wurde die Leistung der Sendeanlage im Jahre 1909 zunächst von 7 auf 10 Kilowatt erhöht; die ganze Einrichtung wurde in unterirdischen Räumen untergebracht, so daß man von ihr außer der aus 6 Drähten bestehenden Antenne außerlich nichts sehen kann. Diese Unsichtbarkeit der ganzen Anlage ist ein großer Vorteil, denn die Flieger können sie nur sehr schwer gestören, und diese Vorsicht beweist, daß die Station lediglich aus militärischen Gründen geschaffen und vervollkommen worden ist. Die unterirdische Anlage enthält außer den Arbeitsräumen noch einen Dienstraum für den leitenden Offizier sowie Schlafräume und Küche für 20 Mann der Funkerabteilung. Durch 10 Kilowatt Senderleistung war die Station bereits so weit gebracht, daß sie sich mit der Marconi-Funkstation von Glacebay in Nordamerika verständigen konnte. Durch die neueste Ausgestaltung ist die Anlage aber noch viel leistungsfähiger gemacht worden. Die Leistung wurde jetzt auf 35 und 50 Kilowatt erhöht, und nun konnte man einen weltreichenden Nachrichten dienst und die

Signalausgabe für die Urzeit einrichten. Im Zusammenhang damit wurde eine Versuchstation, die mit tönenden Funken arbeitete, geschaffen, und eine Betriebsanlage dieser Art von 150 Kilowattsenderleistung ausgeführt. Die Reichweite der Eiffelturmstation beträgt in ihrer jetzigen Vervollkommenung bei Nacht, wenn keine elektrischen Störungen in der Atmosphäre sind, etwa 5000 bis 6000 Kilometer und bei Tage noch 3000 bis 4000 Kilometer. Damit kann man unter günstigen Umständen sogar Nachrichten bis zu der 6200 Kilometer entfernten Station der nordamerikanischen Regierung in Arlington übermitteln. Die Station dient jetzt natürlich ausschließlich militärischen Zwecken, und wenn eine Zerstörung durch Flieger- oder Luftschiffbomben gelänge, würde dadurch die Nachrichtenübermittlung der französischen Heeresleitung empfindlich gestört werden. Für nicht kriegerische Zwecke ist die Einrichtung früher nur zur allgemeinen Übermittlung von Zeit signalen benutzt worden, um dadurch die Normalzeit festzustellen, und für geographisch wissenschaftliche Zwecke.

Englische Kriegsheiraten. Über das Verschwinden des englischen Hochzeitskuchens klagen beweglich die „Daily News“, die eine Reihe von an Hochzeiten interessierten Geschäftsleuten über ihre Ansicht von den Kriegsheiraten befragt haben. Die Möbelschäfte sind wie die Kuchenschädel der Meinung, daß der Krieg einer anständigen Hochzeitsfeier den Todesstoß versetzt habe, und die Häuser der Großen Londoner Kirchen schließen sich ihnen an. Die Hochzeiten haben in den vornehmen Gesellschaftsklassen jeden Brunk verloren, und eine Era der „stillen Trauungen“ ist angebrochen, wie sie noch nie geherrscht. Der Hochzeitskuchen, dieses Symbol einer britischen Vermählungsfeierlichkeit, ist schrecklich zusammengeschrumpft und in vielen Fällen gänzlich verschwunden. Die Sitte, kleine Kisten mit Hochzeitskuchen den Jungvermählten zu senden, hat ebenfalls aufgehört. Und ebenso ist die Hochzeitsreise außer Mode gekommen. Wo soll man sich hinwenden? Nach dem Süden Frankreichs, nach der Schweiz, nach Italien? Auch hier entgeht man dem düstern Schatten des Krieges nicht, und dann hat die Lust zum Reisen überhaupt bei den reisefreudigen Engländern so ziemlich aufgehört. „Früher machte ich mit Hochzeitsreisenden die besten Geschäfte“, erklärte der Direktor eines großen Reisebüros. „Aber jetzt reisen die Neuvermählten nicht mehr, sondern in vielen Fällen geht der Bräutigam von der Kirche direkt in den Schützengraben. Und auch anderen Touristen ist die Lust zu Vergnügungsfahrten vergangen.“ Die jungen Ehepaare machen gute Miene zum bösen Spiel und erklären, solche Hochzeitsreisen seien überhaupt eine peinliche und ungemütliche Einrichtung, die man auch hätte aufgeben müssen, wenn sie der Krieg nicht gewaltsam aus der Welt geschafft hätte. Früher traute man sich schon um der Bekannten willen nicht, nach der Hochzeit zu Hause zu bleiben. Jetzt ist das ganz selbstverständlich geworden; man heiratet, geht direkt von der Kirche ins Bureau und kommt abends heim, um voll Staunen die junge Frau am eigenen Ramin sitzen zu sehen. Eine Ausstattung und Einrichtung brauchen die jungen Leute ja auch in Kriegszeiten, aber jeder Luxus ist streng verpönt, und nur die notwendigen Dinge werden angeschafft, so daß die dadurch leidenden Geschäftsinhaber sehr klagen. Nur die billigen Möbel und die billigen Teppiche geben noch. Es ist klar, daß auch weniger geheiratet wird als in Friedenszeiten. „Hochzeiten!“ sagte der Küster einer vornehmen Kirche des Londoner Westend, „gibt's jetzt nicht mehr. Wenn wir früher die Woche zwei oder drei hatten, so waren wir unzufrieden; heute sind wir über eine die Woche glücklich. Und auch die kann man nicht eigentlich Hochzeit nennen. Wir ist's immer, als kämen die Brautpaare nur in die Kirche, um sich Bebewohl zu sagen. Wie kann man auch eine richtige Hochzeit feiern, wenn man weiß, daß der Mann in ein oder zwei Tagen, vielleicht noch am denselben Tage, in den Krieg zieht, und daß die junge Frau sich die ganze Zeit sorgen muß, ob sie ihren Angehrten überhaupt noch einmal wieder sieht. So etwas nenne ich nicht Hochzeit; es ist mehr wie ein Begräbnis.“ In den einfacheren Kreisen ist freilich keine Abnahme an Heiraten zu bemerken, sondern eher eine Zunahme, und man sieht öfter auf die kleinen Hochzeitszüge in den Straßen als früher. Der Arbeiter, der sich anwerben läßt, heiratet noch schnell vorher, damit seine Braut als Frau die Unterstützungsgelder bekommt; aber diese Kriegsheiraten tragen alle einen geschäftlichen und eiligen Charakter, viel Freude ist nicht dabei. Ganz aufgehört haben die Empfänge, die sonst bei Hochzeiten in den großen Hotels veranstaltet wurden. Findet überhaupt eine Festlichkeit nach der Trauung statt, dann ist es ein stilles und einfaches Zusammensein der nächsten Verwandten und der engsten Bekannten im Hause der Braut.